

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland**

**Vechta, Oldb, 1969-**

Karl Hackstette: Heimat und plattdeutsche Sprache. Mit Bemerkungen  
zum Oldenburger Münsterland

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5285**

# Heimat und plattdeutsche Sprache

## Mit Bemerkungen zum Oldenburger Münsterland

VON KARL HACKSTETTE

Lange Zeit schien es so, als ob die in der Überschrift genannten Ausdrücke „Heimat“ und „plattdeutsche Sprache“ mehr und mehr in Vergessenheit geraten würden. Doch das ist in den letzten Jahren anders geworden. Man interessiert sich wieder für den Heimatbegriff und für den Heimatgedanken – sogar der Intellektuelle. Für ihn war dieser Begriff lange Zeit verbunden mit Kleinbürgerlichkeit, Intoleranz und sozialer Enge. Außerdem schreckte ihn die Ideologiefälligkeit der Rede von Heimatliebe und Heimmattreue ab: Eine gewissermaßen von oben verordnete Liebe und Treue zur Heimat verspricht dem einzelnen Menschen Geborgenheit und die Befriedigung seiner Suche nach Identität mit einem von ihm mitgestaltbaren Lebensraum; dafür wird die untertänige Einordnung in die „Volksgemeinschaft“ und eine das herrschende Gesellschaftssystem bejahende, unkritische Unterwürfigkeit verlangt. Diese für die totalitäre Staatsform charakteristische Heimatideologie war eine wichtige Säule im nationalsozialistischen Herrschaftssystem.<sup>1)</sup> Ebenso abstoßend war für viele, daß über die ideologisch eingesetzten Begriffe „Heimatliebe“, „Heimmattreue“ und „Vaterlandsliebe“, „Vaterlandstreue“ eine nationalistische und militaristische Gesinnung mit der latenten oder unverhüllten Tendenz zum Rassismus entfacht werden konnte. Diese Gefahren, die ich hier nicht ausführlicher erörtern will, müssen auch heute gesehen und bedacht werden.

Um so wunderlicher mag es da erscheinen, daß „Heimat“ heute nahezu ein Protestbegriff geworden ist. Die Hinwendung zur kleinen, überschaubaren Region, zu einem Lebensraum, in dem man sich heimisch fühlen kann, hat eine intensive gesellschaftskritische Motivation. Etwa gleichzeitig mit dem Aufkommen von Bürgerinitiativen und ökologischen Bewegungen am Anfang der siebziger Jahre wurde der Drang vieler Menschen nach Heimat geweckt. Als heimatgebender Raum wurde vor allem das Dorf wiederentdeckt, das Dorf als soziale und „ökologische Nische“.<sup>2)</sup> Die „Unwirtlichkeit der Städte“<sup>3)</sup>, besonders der sogenannten Trabantenstädte, ließ und läßt keine Identifizierungsmöglichkeiten mehr zu. Für eine diese Möglichkeiten bietende Heimatlichkeit kam zunächst das Dorf in Frage, da hier die Umweltbelastungen (z. B. Luftverschmutzung und Straßenlärm) noch nicht so groß waren (was sich ja inzwischen etwas geändert hat; man braucht da nur die Stichwörter „Waldsterben“ und „Grundwasserverseuchung“ zu nennen). Zum ändern wurden mit „Dorf“ die Vorstellungen eines aktiven, sozialen Lebens, von Nachbarschaft und Naturnähe verbunden. „Stadt“, das bedeutete „Betonlandschaft“ und Anonymität. Aber mittlerweile ist man bestrebt, auch das urbane Leben wieder aufzuwerten. Ina-Maria Greverus schreibt dazu in ihrem sehr lesenswerten Buch:

*„Was unsere Dorfbewohner (. . .) vielleicht noch sehr ‚unbewußt‘ artikuliert haben, muß im Zusammenhang einer alle fortgeschrittenen Industriestaaten erfassenden ‚Bewegung‘ gesehen werden, die jene Gegenseitigkeit der Menschen-Umweltbeziehungen (. . .) zurückgewinnen und so ‚Heimat‘ geben*

*will. Daß diese Bewegungen nicht nur auf das Dorf als ‚ökologische Nische‘ zielen, sondern ebenso städtische Quartiere meinen ( . . . ), zeigt deutlich, daß Heimat hier nicht Dorfidylle, sondern die Neuordnung unserer bewohnten Umwelt überhaupt in Gemeinden als Gemeinschaften meint.“<sup>4)</sup>*

Begleitet und gefördert wird die Suche nach Heimat von einer bis heute weiterhin andauernden „Kulturstimmung“, die mit dem Modewort „Nostalgie“ bezeichnet wird.<sup>5)</sup> Unter „Nostalgie“ versteht man die etwas schwärmerische, romantisierende, ja bisweilen mit Schmerz über Verlorenes verbundene Rückwendung zur „guten, alten Zeit“. Frühere Zeiten werden verklärt und verherrlicht: „Damals war alles viel schöner und unproblematischer.“ In der Medizin bedeutet „Nostalgie“ Heimweh. So verstanden wäre unsere nostalgische Kulturstimmung der wehmütige Ausdruck heimwehkranker Menschen; und das ist vielleicht gar nicht so abwegig. Nun muß man aber ganz nüchtern sehen, daß die sogenannte Nostalgiewelle ebenfalls am Anfang der siebziger Jahre aufkam, als die Rede von den „Grenzen des Wachstums“<sup>6)</sup>, von einer möglichen ökologischen Katastrophe, lauter und eindringlicher wurde. Für viele wurde (und wird) die Gegenwart immer bedrückender und undurchschaubarer. Nostalgie lebt von der Unzufriedenheit mit der Gegenwart und bedeutet das Zurückstreben in eine „heile Welt.“ Bedenklich wird Nostalgie, wenn sie aus Mangel an Kritikfähigkeit, Phantasie und Tatkraft ein Klima der Resignation schafft, wenn sie eine allgemeine pessimistische Grundstimmung erzeugt. Angesichts der Gegenwartsprobleme wäre das besonders schädlich, und diejenigen, die eine solche Stimmung fördern, handeln verantwortungslos.

Doch man sollte die positiven Auswirkungen der Nostalgiewelle nicht vergessen. Das wiedererwachte Heimatbewußtsein gehört dazu. Aber was macht eigentlich dieses Heimatbewußtsein aus? Sich seiner Heimat bewußt sein, das heißt vor allem auch: sich auf die „Quellen unseres Lebens“<sup>7)</sup> zurückbesinnen, welche für jedes Individuum in seiner seelischen und sozialen Entwicklung ganz entscheidend wichtig sind. Elternhaus, die dörfliche oder städtische Umgebung, die Nachbarn, die ersten Spielgefährten, die Schule; das sind nur einige Stichwörter, die eine prägende Bedeutung haben für die Persönlichkeitsentwicklung eines jeden Menschen. Deshalb ist die Heimat als Wiege des Lebens der eigentliche Nährboden für die Entfaltung und das Selbstverständnis, für die unverwechselbare Lebensgeschichte eines Individuums. Seine persönliche Identität, die sich in der im Bewußtsein von sich selbst erlebten Einheit der Person ausdrückt, und seine soziale Identität, die sich in der Zugehörigkeit zu verschiedenen Bezugsgruppen äußert<sup>8)</sup>, werden besonders unter dem Einfluß der heimatlichen Umgebung herausgebildet und mit einer ganz bestimmten Eigenart versehen. Heimatbewußtsein – das ist das Wissen um die Wichtigkeit unserer „Herkunftswelt“, mit der wir uns identifizieren und wodurch wir uns individuell oder auch kollektiv von anderen mit anderen Herkunftswelten unterscheiden.<sup>9)</sup>

In der „Philosophie des Regionalismus“ ist der Ausdruck „Identität“ von zentraler Bedeutung; nicht nur hinsichtlich der Selbstfindung und Persönlichkeitsentwicklung eines Menschen oder des Zusammengehörigkeitsgefühls einer Gruppe, sondern auch für die Identifizierbarkeit und Unverwechselbarkeit einer ganzen Gegend oder Landschaft. Man spricht deshalb von der Identität einer Region und meint damit, daß hier bestimmte Strukturen und Lebensformen entstanden sind, die ihr ein einheitliches und auch einzigartiges Gepräge geben. Dadurch unterscheidet sie sich von anderen Regionen.

Die Unterscheidbarkeit von Regionen wird durch die Namensgebung fixiert: Eine als Einheit begriffene Region hat einen Namen, genauer: einen Eigennamen. Damit wird auf ein individuell Gegebenes hingewiesen und eindeutig identifizierbar gemacht.<sup>10)</sup> Mit dem Namen einer Region verbindet sich aber noch mehr. Als Bezeichnung für die heimatliche Region oder für den Heimatort kann der Name besondere Gefühle der Verbundenheit und Vertrautheit stiften. Die Bevölkerung identifiziert sich mit dem Namen ihres Heimatortes oder der heimatlichen Umgebung.<sup>11)</sup>

Die Benennung einer Region hat zudem häufig eine historisch erklärbare Bedeutung. Das ist auch bei dem Namen „Oldenburger Münsterland“ der Fall. Er deutet auf die Entstehungsgeschichte dieser Region hin. In seinem 1982 veröffentlichten Buch „Zur historischen Identität des Oldenburger Münsterlandes“ gibt Joachim Kuroпка einen Überblick über die Geschichte dieser Landschaft.<sup>12)</sup> Kuroпка führt darin aus, daß das Oldenburger Münsterland – die heutigen Landkreise Cloppenburg und Vechta – seine historischen Bezugspunkte in Münster und Oldenburg hat. Die beiden Kreise gehörten jahrhundertlang zum sogenannten Niederstift Münster: Vechta seit 1252 und Cloppenburg seit 1400. Im Jahre 1803 wurden beide dem Herzogtum Oldenburg angegliedert.<sup>13)</sup> Kuroпка:

*„Seit 1803 waren also die Voraussetzungen dafür gegeben, daß ein ‚Oldenburger Münsterland‘ entstehen konnte. Die jahrhundertlange politische, politisch-kirchliche und kirchliche Verbindung zu Münster, die heute noch andauert, hat ebenso eine gewisse Prägung mit sich gebracht, wie auch die weitere Zugehörigkeit zu Oldenburg. Es entstand das, was sich mit dem Begriff einer eigenen Identität umschreiben läßt, die sich aber doch erst in den letzten eineinhalb Jahrhunderten ausbilden konnte.“<sup>14)</sup>*

Im Oldenburger Münsterland war es vor allem, wie Joachim Kuroпка zeigt, das Bekenntnis zum katholischen Glauben, das die Entstehung eigener Identität bewirkte. Zwei ausgewählte Beispiele mögen das bestätigen:

1. Nach dem Abzug der Schweden aus der Festung Vechta 1654 konnte die Rekatholisierung des zuvor protestantischen Münsterlandes erfolgreich abgeschlossen werden. Noch heute erinnert die Himmelfahrtsprozession in Vechta sowie die Prozession am Mariä-Geburts-Tag in Cloppenburg daran.<sup>15)</sup>
2. Während des Dritten Reiches wurde erfolgreich um die Erhaltung des Kreuzes in den Schulen gekämpft, und man setzte sich mutig für die Bewahrung der katholischen Bekenntnisschule ein.<sup>16)</sup>

Aber hier soll dieser Aspekt der Identitätsstiftung nicht weiter verfolgt werden, sondern vielmehr auf die Bedeutung der Sprache eingegangen werden. Es ist offensichtlich, daß gerade der Sprache als Muttersprache, als Heimatsprache eine entscheidende Funktion im Hinblick auf die Entwicklung eigener Identität zukommt. Die Muttersprache ist prägend für die Entfaltung des Denkens und der Phantasie. Sprache ist für uns zuallererst Muttersprache. Um es in der etwas eigenwilligen Diktion des 1976 verstorbenen Philosophen Martin Heidegger auszudrücken:

*„Sprache ist, aus ihrem Walten und Wesen gesprochen, jeweils Sprache einer Heimat, Sprache, die einheimisch erwacht und im Zuhause des Elternhauses spricht. Sprache ist Sprache als Muttersprache.“<sup>17)</sup>*

Die Sprache hat ihren Ursprung im Dialekt. Statt Dialekt sagen wir auch Mundart. Aber der Ausdruck „Mundart“ bezeichnet die lautliche Seite des Sprechens, den Klangcharakter der Sprache. Ich nehme damit wiederum einen Gedanken von Heidegger auf, der darauf hinweist, daß das Fremdwort „Dialekt“ eigentlich mehr sage als „Mundart“, wenn man es nur bedachtsam genug verwende. „Dialekt“ stammt von der altgriechischen Vokabel „*διαλέγειν*“ (dialegein) ab, was ursprünglich „auslesen“ bedeutet. In der Passivform hat das Verb dann die für unser Verständnis von „Dialekt“ näher liegenden Bedeutungen „miteinander sprechen“, „sich unterhalten“ angenommen, und erst zusammen mit der Bedeutung „auslesen“ ergibt sich daraus nach Heidegger der eigentliche Sinn von „Dialekt“ als ein „auserlesenes, je besonderes Miteinandersprechen“.<sup>18)</sup> Trotzdem gebrauchen wir die Ausdrücke „Dialekt“ und „Mundart“ in der Regel gleichbedeutend und sehen davon ab, daß „Mundart“ sich auf die Lautgestalt der Sprache, „Dialekt“ sich auf etwas Inhaltliches bezieht. Das macht auch Heidegger, wenn er sagt:

*„Im Dialekt wurzelt das Sprachwesen. In ihm wurzelt auch, wenn die Mundart die Sprache der Mutter ist, das Heimische des Zuhaus, die Heimat. Die Mundart ist nicht nur die Sprache der Mutter, sondern zugleich und zuvor die Mutter der Sprache.“<sup>19)</sup>*

In der heutigen Sprachwissenschaft (oder Linguistik) versucht man, den Dialekt als eine besondere sprachliche Existenzform zu bestimmen und von anderen Sprachformen abzugrenzen. So unterscheidet Dieter Stellmacher drei grundlegende sprachliche Existenzformen im Deutschen: die Standardsprache, den Dialekt und die Sondersprache.<sup>20)</sup> Die Standardsprache besitzt eine überregionale und allgemeine Geltung, eine geregelte Grammatik und Rechtschreibung sowie „kommunikative Komplettheit“, worunter die Fähigkeit verstanden wird, „von der Thematik her mit den eigenen sprachlichen Mitteln alles auszudrücken, (...)“.<sup>21)</sup> Der Dialekt ist im Vergleich zur Standardsprache regional begrenzt. Daher ist auch die Bezeichnung „Regionalsprache“ gebräuchlich. Stellmacher sieht den Dialekt als „soziale Nahsprache“ an. Sie gebe dem Sprecher das Gefühl sozialer Nähe, Geborgenheit und Heimat.<sup>22)</sup> Zur Sondersprache, auf die ich hier nicht näher eingehen will, zählt Stellmacher die Fach- und Gruppensprachen.<sup>23)</sup> Das Plattdeutsche ist die eigentliche Muttersprache, die ursprüngliche Heimatsprache im Oldenburger Münsterland.<sup>24)</sup> Die wechselvolle Geschichte dieser Sprache stellt Willy Sanders in seinem sehr informativen Buch „Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch“ dar. Er beschreibt darin ihre Entwicklung von der langsamen „Eindeutschung“ der alten Sachsensprache mit Beginn des 9. Jahrhunderts über die sogenannte Hansesprache, die als „internationale“ Schriftsprache im späten 14. und im 15. Jahrhundert den Höhepunkt in der Geschichte des Niederdeutschen bildet, bis zu den heutigen plattdeutschen Mundarten, in denen die ursprüngliche Sprache des norddeutschen Raumes in stetiger Konkurrenz mit der dominierenden hochdeutschen Schrift- und Standardsprache weiterbesteht. Die Ursachen für die Verdrängung der mittelniederdeutschen Schriftsprache durch das Hochdeutsche, die sich im 16. Jahrhundert in den meisten städtischen Kanzleien Norddeutschlands vollzog, sind vielfältiger Natur. Mit dem Niedergang der hansischen Handelsmacht um 1600 verlor das

Niederdeutsche mehr und mehr seine Bedeutung als Verkehrssprache. Einen Hauptgrund für die Zurückdrängung des Niederdeutschen sieht Sanders in einer von der gebildeten Oberschicht gepflegten Sprachmode, in der das muttersprachliche Niederdeutsch eine verhängnisvolle Mißachtung und das Hochdeutsche in Form der obersächsisch-meißnischen Sprache eine besondere Wertschätzung erfahren habe.<sup>25)</sup> Damit mag zusammenhängen, daß die zwar nicht umfangreiche, aber beachtliche mittelniederdeutsche Literatur (z. B. Reynke de vos, 1498) keine Nachfolge fand, da sich die Schriftsteller und Dichter aus dem niederdeutschen Raum der hochdeutschen Literatur anschlossen.<sup>26)</sup> Als Folge von Martin Luthers Bibelübersetzung, die 1534 im Druck vorlag, bildete sich die deutsche Hochsprache in der Auseinandersetzung mit der lateinischen Gelehrtensprache als eine eigenständige Kultursprache heraus.<sup>27)</sup> Das konnte nicht ohne Auswirkungen auf das Niederdeutsche bleiben.<sup>28)</sup> Und es ist auffallend, daß nach dem Erscheinen der Bibelübersetzung ein verstärkter Rückgang des Niederdeutschen in den norddeutschen Städten festzustellen ist.<sup>29)</sup> Auch in den Kirchen setzte sich die hochdeutsche Sprache nach und nach durch. Im Schulunterricht war das Hochdeutsche zunächst nur Lehrfach, wurde aber bald zur allgemeinen Unterrichtssprache.

Aber bis etwa 1850 blieb die plattdeutsche Sprache die dominierende Alltagssprache Norddeutschlands.<sup>30)</sup> Hochdeutsch war nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Plattdeutsch war im wörtlichen Sinne Muttersprache: Die ersten Laute, die ein Kind vernahm, waren plattdeutsche Laute aus dem Mund der Mutter. Hochdeutsch war die Zweitsprache, die man erst in der Schule mühsam genug erlernte. Doch schon zu jener Zeit beklagte man den Rückgang des Plattdeutschen, besonders in den Städten. Hochdeutsch war die offizielle Sprache. Es wurde in allen Bereichen gesprochen, die für das berufliche Weiterkommen wichtig waren: in Schule, Kirche, Verwaltung, Rechtsprechung und Wirtschaft. Und es gab damals gewichtige Stimmen, die der Überzeugung waren, daß das Plattdeutsche für den Fortgang von Kultur und Wissenschaft hinderlich sei. So sagte etwa der Schriftsteller Ludolf Wienbarg, einer der führenden Köpfe der literarisch-politischen Bewegung des sogenannten Jungen Deutschlands, in seiner 1834 veröffentlichten Streitschrift „Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres“:

*„Sie (die plattdeutsche Sprache) ist dem Verstand der Zeit längst zu eng geworden, (. . .) und daher verurteilt sie den bei weitem größten Teil der Volksmasse in Norddeutschland (. . .) zu einem Zustand der Unmündigkeit, Roheit und Ideenlosigkeit, der von dem Zustand der Gebildeten auf die grellste und empörendste Weise absticht.“<sup>31)</sup>*

Solche und andere gegen das Plattdeutsche gerichtete Stellungnahmen trugen dazu bei, daß diese Sprache immer stärker in den Ruf geriet, minderwertig und primitiv zu sein. Obwohl die so verachtete Sprache mit dem Erscheinen der niederdeutschen Gedichtsammlung „Quickborn“ von Klaus Groth im Jahre 1852 wieder zu neuer Ehre und Anerkennung kam, war der stetige Rückgang nicht mehr aufzuhalten. Auch in unseren Tagen erleben wir eine „Wiedergeburt“ des Plattdeutschen. Es ist jedoch abzusehen, daß die plattdeutsche Sprache unter den heutigen Gegebenheiten in nicht mehr allzu ferner Zukunft aussterben wird.

Der Hauptgrund dafür ist, daß immer weniger Eltern bereit sind, mit ihren Kindern plattdeutsch zu sprechen. Dieter Andresen:

*„Eine Sprache lebt und stirbt mit ihren Sprechern. Und wenn die nicht mehr nachwachsen, dann ist es eben vorbei mit ihr. Wenn es keine Gemeinschaft mehr gibt, in der Plattdeutsch das vorherrschende, tägliche Verständigungsmittel ist, dann ist sozusagen der Humus weg, auf dem die Sprache gedeihen kann. Ohne Mutterboden gibt es keine Muttersprache.“<sup>32)</sup>*

Aber vielleicht ist das zu pessimistisch gesehen. Als eine einheitliche Sprache mit offizieller und überregionaler Geltung besteht die niederdeutsche Sprache ja schon seit dem Untergang der mittelniederdeutschen Schriftsprache nicht mehr. Sie existiert indessen weiter in den zahlreichen, lautlich und lexikalisch verschiedenen Mundarten, vor allem in den mehr ländlich strukturierten Räumen Norddeutschlands. So verwendet der überwiegende Teil der Landbevölkerung im Oldenburger Münsterland auch heute noch das Plattdeutsche als Umgangssprache. Am Arbeitsplatz und in den Betrieben, in den Gaststätten und Läden, beim „Nachbarschaftsschnack“ und auf Versammlungen unterhält man sich im allgemeinen auf plattdeutsch.<sup>33)</sup> Um 1940 herum sprachen im Kreis Cloppenburg noch 86 % der Eltern mit ihren Kindern plattdeutsch, im Kreis Vechta sogar noch über 91 %.<sup>34)</sup> Im Jahre 1962 wurde an allen Schulen des Kreises Vechta eine Umfrage durchgeführt. Danach war die plattdeutsche Sprache für 46 % aller Schulkinder die Umgangssprache zu Hause und in der Nachbarschaft. Weitere 24 % benutzten das Plattdeutsche gelegentlich. In rein ländlichen Gegenden des Kreises Vechta sprachen immerhin noch durchschnittlich 65 bis 75 % der Kinder im Familienkreis plattdeutsch.<sup>35)</sup> Eine von Franz Dwertmann im Jahre 1963 durchgeführte Untersuchung im Landkreis Cloppenburg zeigt, daß die Zahl der Kinder mit Plattdeutsch als Muttersprache bei Zunahme der Größe eines Ortes prozentual abnimmt: In den abgelegenen, kleinen Bauerschaften war für etwa 90 % der Kinder Plattdeutsch die Erstsprache, in der Stadt dagegen nur noch für rund 15 %.<sup>36)</sup> Seit Mitte der sechziger Jahre ungefähr ist überall in unserem heimatlichen Raum ein rapider Rückgang des Plattdeutschen als Muttersprache festzustellen. Das soll an dem folgenden Beispiel demonstriert werden: 1963 hatten 42 % aller Schüler der Volksschule in Cappeln Plattdeutsch als Muttersprache, 1970 waren es im 2. und 4. Schuljahr der Grundschule noch 25 %, und 1980 waren es in der gesamten Grundschule (1. bis 4. Schuljahr) nur noch 3,3 %.<sup>37)</sup> Und wieviel sind es heute? Mit großer Wahrscheinlichkeit 0,0 %! Für den Freund der plattdeutschen Sprache ist das wahrlich eine beängstigende Entwicklung. Man kann sich ausrechnen, daß bei gleichbleibenden Tendenzen in etwa siebenzig bis achtzig Jahren im Oldenburger Münsterland und wahrscheinlich auch im übrigen Norddeutschland kaum noch jemand plattdeutsch reden wird. Muß man die Zukunft der plattdeutschen Sprache also doch so pessimistisch sehen? Ist der völlige Untergang unserer alten Muttersprache unvermeidlich? Vielleicht. Aber noch können wir etwas dagegen tun.

Erstens könnte man den Versuch unternehmen, junge plattdeutsch sprechende Eltern davon zu überzeugen, daß ihre Kinder in der Schule nicht benachteiligt sind, wenn sie mit Plattdeutsch als Erst- oder Muttersprache aufwachsen, denn ein Lehrer hat zweifellos weniger Schwierigkeiten, einem nur plattdeutsch



sprechenden Schüler richtiges Hochdeutsch beizubringen, als ein im Elternhaus vielleicht fehlerhaft erlerntes Hochdeutsch zu verbessern. Voraussetzung dafür wäre allerdings, daß die plattdeutsche Heimatsprache im Schulunterricht endlich angemessen berücksichtigt wird und daß jedes plattdeutsch sprechende Kind in voller Anerkennung seiner Muttersprache behutsam zum Hochdeutschen hingeführt wird.<sup>38)</sup> Aber zu glauben, daß Eltern von sich aus wieder anfangen, mit ihren Kindern von klein an plattdeutsch zu sprechen, ist wohl eine trügerische Hoffnung, eine Illusion. Dazu zwei Umfrageergebnisse: In der Gemeinde Cappeln antworteten im Jahre 1973 auf die Frage „Bringt die plattdeutsche Sprache Nachteile?“ 52 % der befragten Familien mit „Ja“. Die Frage „Sollte man heute noch mit der plattdeutschen Muttersprache beginnen?“ wurde von 71 % verneint.<sup>39)</sup> Darüber hinaus muß man beachten, daß die Zahl der jungen Eltern, die plattdeutsch sprechen können, vermutlich ohnehin nicht mehr allzu hoch ist, so daß es sehr fraglich ist, ob dieser Vorschlag eine ausreichende Grundlage bietet, um den Fortbestand des Plattdeutschen zu ermöglichen.

Aber man könnte – zweitens – vielleicht die Eltern dazu bewegen, ihren Kindern Plattdeutsch als Zweitsprache beizubringen. Dieser Vorschlag scheint nicht ganz so wirklichkeitsfremd zu sein wie der erste. Doch auch hier sind Bedenken angebracht. Was soeben über die Zahl der plattdeutsch sprechenden Eltern gesagt wurde, trifft natürlich hier ebenfalls zu. Und außerdem könnte es als eine unnötige Belastung empfunden werden, mit den Kindern auch noch plattdeutsch zu reden. Plattdeutsch als Zweitsprache in der Familie wäre nur dann wirklich sinnvoll, wenn es bewußt gepflegt werden würde. Aber wahrscheinlich sind nur sehr wenige Familien bereit, die dafür erforderliche Mühe aufzuwenden.

Das beste Mittel, der plattdeutschen Sprache das so dringend notwendige Fundament zu geben, besteht meiner Ansicht nach in der bereits häufig erhobenen Forderung, Plattdeutsch in angemessener Weise im Schulunterricht zu berücksichtigen; und zwar nicht nur in freiwilligen Arbeitsgemeinschaften, sondern auch und vor allem innerhalb des Deutschunterrichts. Die Möglichkeiten dazu sind gegeben. In ihrer Antwort auf die „Rote Mappe 1982“ des Niedersächsischen Heimatbundes erklärte die Niedersächsische Landesregierung:

*„Erfreulicherweise hat das Plattdeutsche an den Schulen in den vergangenen Jahren wieder Beachtung gefunden. Die neuen Rahmenrichtlinien für das Fach Deutsch in den einzelnen Schulformen tragen dieser Entwicklung insofern Rechnung, als sie die Möglichkeit eröffnen, nach den regionalen, lokalen und schulischen Gegebenheiten das Plattdeutsche in Sprache und Schrift zu pflegen und die plattdeutsche Literatur kennenzulernen.“<sup>40)</sup>*

Die Einbeziehung des Plattdeutschen in den Deutschunterricht müßte auf allen Ebenen der allgemeinbildenden Schulen erfolgen, in der Grundschule wie auch in den Sekundarstufen I und II.<sup>41)</sup> Die folgende, auf den Bereich des ehemaligen Verwaltungsbezirks Oldenburg bezogene Statistik aus dem Jahre 1982 macht deutlich, daß noch viel zu wenig plattdeutscher Unterricht erteilt wird:<sup>42)</sup>

Anzahl der Schulen	Rückmeldungen		Plattdeutscher Unterricht wird erteilt		
	absolut	prozentual	absolut	Prozentzahl bezogen auf die Rückmeldungen	Prozentzahl bezogen auf alle Schulen
510	475	93,1	96	20,2	18,8

Für die Schulen im Oldenburger Münsterland wurden die folgenden Zahlen ermittelt:<sup>43)</sup>

Schulaufsichtsamt	Anzahl der Schulen	Rückmeldungen		Plattdeutscher Unterricht wird erteilt		
		absolut	prozentual	absolut	Prozentzahl bezogen auf die Rückmeld.	Prozentzahl bezogen auf alle Schulen
Cloppenburg	79	77	97,5	18	23,4	22,8
Vechta	56	54	96,4	13	24,1	23,2

Die oft zu vernehmende Aussage, es gebe nicht mehr genug Lehrer, die plattdeutschen Unterricht erteilen könnten, wird durch die folgenden Zahlen in ihrer Gültigkeit zumindest erheblich eingeschränkt:<sup>44)</sup>

Schulaufsichtsamt	Lehrer	
	die Plattdeutsch unterrichten	die dazu bereit sind
Wilhelmshaven	7	6
Delmenhorst	2	10
Oldenburg-Stadt	14	28
Oldenburg-Land	10	34
Wesermarsch	19	35
Ammerland	23	32
Friesland	8	27
Cloppenburg	39	116
Vechta	24	71
Gymnasien	7	20
Summen	153	379

Wenn die plattdeutsche Heimatsprache in der Schule eine breitere Berücksichtigung finden würde, dann wären die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß auch die kritisierten ersten beiden Vorschläge an Anziehungskraft gewinnen würden.

Es bedarf aber noch weiterer Maßnahmen zur Förderung und Unterstützung der plattdeutschen Sprache. An den Universitäten müßten mehr Lehrstühle für niederdeutsche Philologie eingerichtet werden. Weder an der Universität Bremen noch an der Universität Osnabrück, Abteilung Vechta, ist diese Wissenschafts-Lehr- und Forschungsgegenstand.<sup>45)</sup> Darüber hinaus ist zu wünschen, daß mehr niederdeutsche Theaterstücke (und nicht nur Lustspiele!) aufgeführt und mehr niederdeutsche Hörspiele im Radio gesendet werden. Das Schreiben niederdeutscher Literatur (und nicht nur „Döntjes“!) sollte intensiver betrieben und gefördert werden. Im Behördenverkehr, in der Kirche und in den Massenmedien könnten mehr und neue plattdeutsche „Redesituationen“ geschaffen werden. Aber jeder, der plattdeutsch sprechen kann, kann dazu beitragen, daß die plattdeutsche Sprache nicht nur erhalten, sondern gestärkt und weiterentwickelt wird, indem er nämlich einfach plattdeutsch spricht, sooft es geht.

Die plattdeutsche Sprache, unsere eigentliche Heimatsprache, gehört zum Oldenburger Münsterland wie die schwarzweißen Kühe, die grünen Wiesen und die roten Backsteinhäuser. Sie ist ein Bestandteil seiner und damit unserer Identität. Ohne die plattdeutsche Sprache wären wir um ein großes Stück ärmer. Die innige Zusammengehörigkeit unserer Heimat und ihrer Sprache kommt sehr schön in dem Gedicht „Min plattdütsch Land“ von Heinrich Diers zum Ausdruck:

*Dat ist min Land! Min plattdütsch Land!  
 De Bäk, de treckt är sülwern Band.  
 De Kuckuck röppt, un liesen geiht  
 de Fröhwind öwer Wisch un Heid.  
 Un Kark un Kat un Appelbom  
 staht still un blied in'n Vörjahrsdrom.  
 Un ik gah wär an Moders Hand –  
 Dat ist min Land! Min plattdütsch Land!*

Hier ist die plattdeutsche Sprache – um noch einmal mit Heidegger zu sprechen – „kraft ihres dichtenden Wesens (. . .) das inständig schenkende Hervorbringen der Heimat.“<sup>46)</sup> Damit erhält die in der Überschrift unbestimmt gebliebene bloße Beiordnung „Heimat und plattdeutsche Sprache“ ihre eigentliche und wesentliche Bestimmung – im Sinne Martin Heideggers:

*plattdeutsche Sprache a l s Heimat.*

**Anmerkungen:**

- 1) Vgl. Ina-Maria Greverus, *Auf der Suche nach Heimat*. München 1979, S. 9.
- 2) Ebd., SS. 224-246.
- 3) Vgl. Alexander Mitscherlich, *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*. Frankfurt/M 1965. Es heißt dort: „Die gestaltete Stadt kann ‚Heimat‘ werden, die bloß agglomerierte nicht, denn Heimat verlangt Markierungen der Identität eines Ortes.“ (S. 15). Auch der 1977 verstorbene Philosoph Ernst Bloch kritisierte die funktionalistischen und kommerziellen Zwecken gehorchende städtische Architektur und Stadtplanung; sie sei abgehoben „von wirklichen Menschen, von Heim, Behagen, Heimat.“ (in: *Das Prinzip Hoffnung*, Bd. 2, Frankfurt/M 1959, S. 861). Und auf Seite 869 heißt es: „Die funktionalistische Architektur reflektiert und verdoppelt ja ohnehin die eiskalte Automatenwelt der Warengesellschaft, ihrer Entfremdung, ihrer arbeitsteiligen Menschen, ihrer abstrakten Technik.“  
 Auch Kleinstädte laufen Gefahr, in ihrer Stadtplanung wirtschaftlichen Aspekten weit größeren Vorrang zu geben als ästhetischen und ökologischen. So wird z. B. ein „schönes und interessantes“ Baukonzept, das im Rahmen einer Diplomarbeit zur Gestaltung des sogenannten Heukamp-Grundstücks in Cloppenburg entworfen wurde, vermutlich ein Konzept bleiben, weil es keine optimale wirtschaftliche Nutzung beinhaltet und wohl auch zu teuer ist (vgl. „Um das Heukamp-Grundstück“, in: 6. City-Fest 1983. Sonderbeilage der Münsterländischen Tageszeitung (MT) vom 22. September 1983).
- 4) Vgl. Greverus, a.a.O., S. 246.
- 5) Ebd., SS. 171-181.
- 6) Der gleichnamige „Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit“ erschien 1972 auf deutsch (Dennis Meadows u. a., *Die Grenzen des Wachstums*. Stuttgart 1972).
- 7) Vgl. Manfred Straka, „Heimat und Heimatforschung“, in: *Schule und Heimat. Beiträge zur Geschichte und Methodik des Heimatgedankens in der Schule*. Graz 1964, S. 18.
- 8) Vgl. Jürgen Habermas, *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt/M 1968, SS. 178-203.
- 9) Vgl. Hermann Lübke, „Das Recht, anders zu bleiben. Zur Philosophie des Regionalismus“, in: Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Hg.), *Lob des Kleinstaates. Vom Sinn überschaubarer Lebensräume*. München 1979, SS. 38-50. Lübke sieht das Phänomen des Regionalismus, dem es um die Bewahrung regional geprägter Strukturen und Lebensformen geht, als eine Folge des sogenannten Fortschritts an. Ein alles gleichmachender und technokratisch gehandhabter Fortschritt hat den Regionalismus als eine Art Gegenströmung hervorgerufen. Die in den regionalistischen Bestrebungen zum Ausdruck gebrachten Erhaltungsansprüche sind nach Lübke gerechtfertigt, weil darin die „Freiheit, in der wir voneinander kraft Herkunft verschieden sein dürfen“ (S. 48), behauptet wird (vgl. dazu meine Besprechung des Lübke-Aufsatzes in der MT vom 31. 1. 1984).
- 10) Zur semantischen Theorie der Eigennamen siehe: 1. Gottlob Frege, „Über Sinn und Bedeutung“, in: ders., *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien* (herausgegeben und eingeleitet von Günther Patzig). Göttingen 1962, SS. 40-65.  
 2. Michael Sukale, „Wahrheit, Referenz und Bedeutung in der modernen Sprachphilosophie“, in: ders. (Hg.), *Moderne Sprachphilosophie*. Hamburg 1976, SS. 11-51.
- 11) Das wird beispielsweise durch die 1983 von mehreren Heimatvereinen aus dem Kreise Cloppenburg ins Leben gerufene „Gemeinschaft zur Erhaltung der alten Dorfnamen“ zum Ausdruck gebracht. Diese bemüht sich darum, daß der Name von Ortschaften, die postalisch einem zentralen Ort

untergeordnet sind, in der Postanschrift als Name für den Bestimmungsort bestehen bleibt und nicht durch eine Nummer, die hinter dem Namen des übergeordneten Ortes erscheint, ersetzt wird. So verlangt z. B. der Heimatverein Bühren, daß die Ortsanschrift weiterhin „4593 Bühren“ und nicht „4593 Emstek 6“ lautet (vgl. dazu meine Besprechung des in Anmerkung 10) genannten Lübbecke-Aufsatzes).

- 12) Joachim Kuropka, Zur historischen Identität des Oldenburger Münsterlandes. Münster 1982.
- 13) Ebd., SS. 8-17.
- 14) Ebd., S. 17.
- 15) Ebd., S. 11.
- 16) Ebd., SS. 34-58.
- 17) Vgl. Martin Heidegger, „Sprache und Heimat“, in: Aus der Erfahrung des Denkens 1910-1976 (= Gesamtausgabe Bd. 13). Frankfurt/M 1983, S. 156.
- 18) Ebd., S. 156.
- 19) Ebd., S. 156.
- 20) Vgl. Dieter Stellmacher, Niederdeutsch. Formen und Forschungen. Tübingen 1981, SS. 46-72.
- 21) Vgl. Willy Sanders, Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen. Göttingen 1982, S. 33. Siehe auch Stellmacher, a.a.O., S. 47.
- 22) Vgl. Stellmacher, a.a.O., SS. 48 und 49.
- 23) Ebd., S. 47 und SS. 68-72.
- 24) Eine Ausnahme bildet das Saterland („Seelterlound“) mit den Orten Scharrel, Ramsloh und Strücklingen. Die ursprüngliche Heimatsprache dieser Region ist die saterfriesische Sprache („Seeltersk“), die nicht zum niederdeutschen Sprachbereich gehört. Das Saterfriesische ist der letzte, lange Zeit durch seine Insellage inmitten unzugänglicher Moore bewahrte Rest des Ostfriesischen. Näheres über diese Sprache erfährt man aus dem Buche von: Marron Curtis Fort (unter Mitarbeit v. Hermann Dumstorf), Saterfriesisches Wörterbuch mit einer grammatischen Übersicht. Hamburg 1980.
- 25) Vgl. Sanders, a.a.O., SS. 153-171.
- 26) Vgl. Snacken un Verstaahn. Dat drüdde Book. Das Niederdeutsche in der Sprachgeschichte, Literatur und Gesellschaft. Bearbeitet von Erhard Brüchert im Auftrag der Oldenburgischen Landschaft. (= Plattdeutsches Lesebuch für die Sekundarstufe II) Oldenburg 1983, S. 32.
- 27) An den Universitäten blieb das Lateinische vorerst weiterhin die Sprache der Gelehrten. Im Jahre 1688 hielt der Aufklärungsphilosoph Christian Thomasius (1655-1728) als erster Philosoph Vorlesungen auf deutsch.
- 28) Wenn Willy Sanders in seinem Buch auf Seite 161 sagt, daß der Reformation und Luther keine direkte Mitschuld am Untergang des Mittelniederdeutschen zugeschrieben werden kann, so hat er einerseits nicht unrecht, denn in den reformatorischen Kreisen bemühte man sich, die Menschen in Norddeutschland auch mit Hilfe der niederdeutschen Sprache anzusprechen. Luther selbst betraute seinen Freund Johannes Bugenhagen mit der Übersetzung seiner Bibel ins Niederdeutsche, die ebenfalls 1534 erschien. Aber andererseits kann man nicht übersehen, daß sich Luthers Bibelübersetzung auch in Norddeutschland durchsetzte und dadurch eine Zurückdrängung des Niederdeutschen mitverursacht hat.
- 29) Das bestätigen die folgenden Jahreszahlen, die den ungefähren Zeitraum angeben, in dem sich der Übergang zur hochdeutschen Schriftsprache in den Kanzleien der Städte vollzog: Danzig um 1550, Magdeburg 1550-1570, Braunschweig 1540-1600, Münster 1541-1571, Hamburg 1555-1600, Bremen 1555-1630, Oldenburg 1588-1635 (nach Sanders, a.a.O., S. 160). Sehr interessant wäre es, herauszufinden, wann dieser Übergang in den Städten und Gemeinden des Oldenburger Münsterlandes erfolgte.
- 30) Zu den Ausführungen in diesem Abschnitt siehe: Dieter Andresen, „Plattdüütsch - Moderspraak oder Modesprache“, in: Quickborn. Zeitschrift für plattdeutsche Sprache und Dichtung. 73. Jg., Nr. 2, Hamburg 1983, SS. 115-125.
- 31) Vgl. Ludolf Wienberg, Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres. Hamburg 1834, SS. 10 und 11. Im Zitat wurde die Rechtschreibung geändert und der heute geltenden angepaßt.
- 32) Vgl. Andresen, a.a.O., S. 123.
- 33) Leider gibt es derzeit keine genauen Angaben über die Zahl derer, die das Plattdeutsche mehr oder weniger gut beherrschen; auch nicht darüber, in welchem Umfang und wann sie davon Gebrauch machen. Das Institut für niederdeutsche Sprache in Bremen teilte mir brieflich mit, daß man auf Grund von Umfragen, die 1978 in den Regierungsbezirken Aurich und Osnabrück durchgeführt wurden, annehmen dürfte, daß 65 bis 75 % der Bevölkerung im Oldenburger Münsterland der plattdeutschen Sprache mächtig sind.

- 34) Vgl. Werner Kuper, „Plattdeutsche Sprache im Oldenburger Lande“, in: Oldenburg. Ein heimatkundliches Nachschlagewerk. Zusammengestellt von Franz Hellbernd und Heinz Möller. Vechta 1965, S. 533.
- 35) Ebd., S. 533.
- 36) Vgl. Franz Dwertmann, „Zur Situation der plattdeutschen Sprache“, in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1974. Herausgegeben vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland. Bearbeitet von Franz Dwertmann, Franz Hellbernd, Franz Kramer, Helmut Ottenjann, Alwin Schomaker. Vechta 1974, S. 134.
- 37) Ebd., SS. 132 und 135; sowie: ders., Entwicklung und Verbreitung der plattdeutschen Sprache im Oldenburger Münsterland. 1981. Manuskript.
- 38) Vgl. Sanders, a.a.O., S. 217.
- 39) Vgl. Dwertmann (1974), SS. 137-139.
- 40) Zitiert nach: Detmar Dirks, „Plattdeutsch für hochdeutsch sprechende Kinder“, in: Quickborn. Zeitschrift für Plattdeutsche Sprache und Dichtung. 73. Jg., Nr. 3, Hamburg 1983, S. 210.
- 41) Dirks macht in seinem Aufsatz Vorschläge, wie das sinnvollerweise geschehen könnte. Er beschränkt sich dabei auf die Grundschule und Sekundarstufe I. Für den Plattdeutscherunterricht auf der gymnasialen Oberstufe empfiehlt er das in der Anmerkung 26) bereits genannte Buch „Snacken un Verstahn III“ (vgl. Dirks, a.a.O., SS. 210-212).
- 42) Vgl. Auswertung der Erhebung zum Stand des Plattdeutschen im Bereich des ehemaligen Verwaltungsbezirks Oldenburg. Osnabrück 1982. Manuskript, S. 6.
- 43) Ebd., S. 6.
- 44) Ebd., S. 61a.
- 45) An der Universität Oldenburg wurde am 4. April 1984 eine „Arbeitsstelle Niederdeutsch“ ins Leben gerufen. Zu ihren Aufgaben gehört u. a. die Initiierung, Förderung und Betreuung von Forschungsarbeiten zur niederdeutschen Sprache und Literatur (besonders in ihren oldenburgischen und ostfriesischen Varianten) sowie zur Geschichte und Praxis der niederdeutschen kulturellen Einrichtungen im oldenburgisch-ostfriesischen Raum. (Vgl. „Denkschrift zur Gründung einer Arbeitsstelle Niederdeutsch an der Universität Oldenburg“, in: Quickborn. Zeitschrift für plattdeutsche Sprache und Dichtung. 74. Jg., Nr. 3, Hamburg 1984, SS. 179-188).
- 46) Vgl. Heidegger, a.a.O., S. 180.

ger auf Elektromasten ab. Oft wird das Nest durch einen Überbau über die Gefahrenzone hinaus gehoben, oder es werden besondere Pfähle für die brütenden Störche errichtet. Aber auch Nichtbrüter, vor allem Jungstörche, sind bedroht. Es gibt oft unmittelbaren Anflug an Leitungsdrähte mit tödlichen Folgen. Am gefährlichsten sind Mittelspannungsmasten, auf denen sich Störche gern niederlassen. Sind hier Stütz- und nicht Hängeisolatoren verwendet, sind bei großen, langflügeligen Vögeln wie dem Storch Kurzschlüsse unvermeidbar. Vor 30 Jahren begann man mit Wiederansiedlungsversuchen in der Schweiz, im Elsaß, in den Niederlanden, wo der einst blühende Storchbestand fast auf Null gefallen war. Man hatte großen Erfolg, denn es brüten dort wieder etwa 100 wildlebende Storchpaare. In Süddoldenburg muß die Sicherung und die Wiederherstellung von Nahrungsrevieren durch Schaffung von Feuchtgebieten zur Arterhaltung des Weißstorches vorrangig betrieben werden.

## **Die ornithologische Arbeitsgemeinschaft Cloppenburg**

### **Das Betreuungsgebiet der Cloppenburger Geest und seine Vogelwelt**

VON REINER ZOCH

#### **Vorbemerkung**

Vögel lassen sich praktisch überall und zu jeder Zeit beobachten. Sie haben von jeher den Menschen interessiert. Ihre Fähigkeit, nach Belieben vom Boden abheben und in den Lüften schweben zu können, ihr vielfach ästhetisch schöner Gesang, ihr oft farbenprächtiges Aussehen und ihr lebhaftes Wesen haben nicht nur Dichter und Denker, sondern auch breite Kreise der Bevölkerung dazu animiert, sich näher mit ihnen zu beschäftigen. Neben den wenigen professionellen Vogelkundlern, den Ornithologen, gibt es daher eine große Schar von Hobby-Ornithologen, die es zu einer unglaublichen Perfektion bei der Bestimmung und Beobachtung der Vögel gebracht haben. Diese Vogelkundler verfügen vielfach über etwas, was man an keiner Universität lernen kann: Geduld, Einfühlungsvermögen, Freilandpraxis und ein geschultes Auge, das gelernt hat, auch auf scheinbare Nebensächlichkeiten zu achten. Stärker als wohl irgendeine andere Wissenschaft wird die Ornithologie von Personen geprägt, die ihre Kenntnisse aus einigen wenigen Fachbüchern und sehr viel persönlicher Erfahrung gewonnen haben. Vogelkunde, Ornithologie, ist zum Volkssport geworden, in anderen Ländern noch stärker als bei uns. Die britische Vogelschutzgesellschaft beispielsweise, die Ende der 60er Jahre erst etwa 40 000 Mitglieder hatte, hat ihre Mitgliederzahl in den folgenden 10 Jahren etwa verzehnfacht. Es gibt viele Gründe dafür, daß Menschen aller Altersstufen und aus den verschiedensten Berufen Vögel beobachten. Früher hatten die Menschen weniger Zeit als heute und mußten länger und schwerer arbeiten, sowohl am Arbeitsplatz als auch zu Hause. Wer Vögel beobachten geht, hat neben körperlicher Betätigung in frischer Luft auch Freude am Naturerlebnis. Für

